



Plädoyer für die Geisteswissenschaften

von Max Haberich

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“

Friedrich Schiller, *Wilhelm Tell*, Akt IV, 3. Szene

In der *Süddeutschen Zeitung* war vor einiger Zeit im Teil „Beruf und Karriere“ eine Anfrage an einen sogenannten Jobcoach abgedruckt. Eine bedauernde Uni-Absolventin, 27, hatte doch tatsächlich die wenig aussichtsreichen Fächer Philosophie und Romanistik gewählt. Seit ihrem Abschluss „hält die Arbeitswelt nur Enttäuschungen für mich bereit“. Das hätte man auch voraussehen können. Sie fährt fort: „Beim Arbeitsamt fragte man mich, warum ich diese Fächer studiert hätte – jeder wisse doch, dass man damit nichts werden könne ...“

Die hilfreiche Berufsexpertin findet darauf die ermutigenden Worte, dass das Bedürfnis, sich mit Voltaire und Rousseau auseinanderzusetzen, zwar von dem Drang zeuge, den Lauf der Welt zu verstehen, „aber nicht unbedingt davon, in ihr bestehen zu können.“ Bodenständige Menschen, so sähen es die Jobexperten, studierten ein Fach, mit dem man später Geld verdienen könne, sei es – welche Überraschung – Betriebswirtschaft, Maschinenbau oder Medizin.

Das mangelnde Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaftler wird zwar von der Arroganz der übrigen Studentenschaft gefördert, aber ebenso von den Geisteswissenschaftlern selbst. Gerne machen sie aus ihrer Unsicherheit heraus selbst Taxifahrer-Witze darüber und hämmern so genau das Stereotyp der beruflichen Aussichtslosigkeit weiter fest, das noch in vielen Köpfen verankert ist. Die dritte Ursache für das Vorurteil ist die Einstellung der berufstätigen Bevölkerung, die noch von bürgerlichen Auffassungen des 19. Jahrhunderts zu „rechtschaffener Arbeit“ herrührt.

Das grässliche Wort „Vernunft“

Umdenken ist erforderlich, denn nicht nur dank der strenger befristeten BA- und MA-Studiengänge hat der berüchtigte Langzeitstudent der Philosophie ausgedient. Das allzeit für Heiterkeit sorgende Taxifahrer-Diktum ist schlicht überlebt, wenn es denn je zutraf: Fachübergreifend sind nur 2,6 Prozent aller Hochschulabsolventen arbeitslos, wie eine Studie von *Zeit Campus* besagt.¹ Das Deutsche Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung sekundiert mit der Statistik, dass schon ein Jahr nach dem Studium 60 Prozent

aller Geisteswissenschaftler fest angestellt sind.² Diejenigen, die sich schwertun, einen Job zu finden, sind demnach die Nicht-Akademiker und Studienabbrecher. In den sogenannten MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) brechen über 30 Prozent der Studenten ab, in der Mathematik ist es sogar jeder Zweite.³ Aber ich will nicht sticheln. Zurückzuführen sind diese Zahlen wahrscheinlich auf die beträchtliche Zahl derer, die obige Fächer aus „Vernunft“ (grässliches Wort) studieren, in anderen Worten: weil man sich davon ein hohes Gehalt erhofft oder einfach weil es „alle“ tun. Wer sein Studium durchziehen will, braucht aber Leidenschaft oder Disziplin für sein Fach – um später im Beruf erfolgreich zu sein, genauso.

Universitäten werden heute zunehmend als Ausbildungsschmieden für Unternehmen angesehen. Fächer rechtfertigen sich durch die beruflichen Aussichten, die sie bieten. Das ist aber nicht der Sinn der Universitäten, die um Jahrhunderte älter sind als Firmen, wie wir sie heute kennen. Fächer sollen natürlich auch für den Berufsweg qualifizieren – insbesondere in solchen klaren Fällen wie Jus und Medizin. Sie sind aber vor allem da, um dem Interesse der Studenten zu genügen. Es ist nun einmal so, dass sich nicht jeder für Brückenbau und Atomspaltung begeistert, sondern vielleicht für Literatur, für Musik – und zwar so sehr, dass man seine Lebensarbeit der Erforschung oder Ausübung dieser Künste verschreiben möchte. Dies trifft auf Geisteswissenschaftler aller Fächer zu, von Anglistik bis Slawistik, von Archäologie und Architektur bis Sinologie. Diese Begeisterung für ein Fach schafft überzeugende Lehrer, Forscher und Angestellte, schafft erfolgreiche und produktive Arbeiter. Es ist jene Vielfalt des menschlichen Geistes, die die Fächerauswahl an Universitäten bestimmen sollte, nicht die Vorgaben der Unternehmen.

Der Trend zieht hingegen stark in die gegenteilige Richtung. Das liegt auch an kulturellen Gründen, d. h. den vorhin erwähnten Stereotypen, die hingenommen und nicht hinterfragt werden. Warum also in Gottes Namen liest man so etwas wie Geschichte? Natürlich erforscht man auf diesem Gebiet keine Impfstoffe, welche die Menschheit voranbringen, natürlich fehlt das gesellschaftliche Prestige der Rechtswissenschaften, und es ist offensichtlich, dass man später nicht



so viel verdienen wird wie ein erfolgreicher Unternehmer. Aber obwohl Historiker mit Aufstiegschancen und Einkommen weniger zufrieden sind, sind sie in puncto Familienfreundlichkeit, Ausgewogenheit von Beruf und Freizeit und Arbeitszeitorganisation überdurchschnittlich glücklich.⁴

Verstehen statt Verurteilen

Die Geschichtswissenschaft ist eines der wichtigsten Fächer, die man überhaupt studieren kann. Man lernt, das Alte nicht automatisch als schlecht, das Neue nicht automatisch als gut anzusehen, wie es uns die zeitgenössische Werbung und Medienlandschaft verkaufen will, sondern differenziert zu denken. Indem man den Zeitgeist früherer Epochen studiert, kann man sich vom heutigen distanzieren, und das ist die Grundvoraussetzung für jeden kritischen Geist: Ausnahmslos alles, was in diesen Jahren für moralisch, sozial, wirtschaftlich, politisch korrekt gehalten wird – und zum Teil sehr aggressiv propagiert wird – zu hinterfragen.

In vielen Einführungswerken für angehende Historiker im ersten Semester findet sich das Zitat des britischen Autors Leslie Poles Hartley: „The past is a foreign country. They do things differently there.“⁵ Diese quasi-ethnologische Herangehensweise erleichtert das historische Verstehen: Mit allem Respekt, mit dem man einer fremden Kultur zum ersten Mal begegnet, sollte man auf eine vergangene Epoche zugehen. Bestimmte Aspekte des damaligen Lebens kommen uns unweigerlich fremd vor. Dennoch heißt das oberste Gebot: Offen sein dafür. Nur mit Geduld kann man auch die zunächst sonderbar erscheinenden Kennzeichen früherer Gesellschaften verstehen lernen, ganz gleich ob man selbst mit ihnen übereinstimmt oder nicht. Darauf kommt es auch nicht an. Die persönlichen Ansichten des Forschers sind irrelevant. Es zählt einzig und allein zu begreifen, warum Menschen in einer bestimmten Periode gedacht und gehandelt haben, wie sie gedacht und gehandelt haben, ohne sie retrospektiv dafür zu verurteilen, dass sie noch keine Menschen des 21. Jahrhunderts waren! Es geht um die Beantwortung der eigenen Forschungsfragen ausschließlich nach wissenschaftlichen, nicht nach moralischen oder politischen Kriterien. Verstehen statt verurteilen lautet die Devise.

Offen sein für die höchsten Errungenschaften der Menschheit

Geht man offen auf die Musik, Literatur und Kunst früherer Jahrhunderte zu, lohnen es einem diese urmenschlichen Betätigungsfelder vielfach. Sie können Übel in der modernen Gesellschaft heilen, Menschen zusammenführen und soziale Harmonie schaffen. Für den individuellen Menschen wirken

sie wie eine Therapie, denn das Eintauchen in eine andere Zeit, mit anderen Gedanken, Standards und Voraussetzungen als heute, wirkt ungemein erfrischend. Diese Kunst rüstet einen sogar mit neuen Ideen aus, um aktuelle Probleme des Alltags oder auch solche größeren Ausmaßes zu bewältigen. Nietzsche hatte recht mit seinem Konzept der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, denn es gibt zwar Vieles, das laufend vergessen wird, aber erstaunlich wenig wirklich Neues unter der Sonne. Gewisse menschliche Schwächen, die schon im klassischen Athen auf der Bühne bloßgestellt wurden, beschäftigen uns noch heute. Man staunt immer wieder, wie „fortgeschritten“ und „aktuell“ die großen Geister der letzten Jahrhunderte waren, wie relevant auch für uns heute ihr Schaffen und Denken ist. Ich denke da an die großen Komponisten von Händel bis Richard Strauss, an Schriftsteller von Boccaccio bis Thomas Mann, an Maler von Raffael bis Max Liebermann. Man habe nur Mut zur Vergangenheit. Man setze sich über den Zwang zum Zeitgemäßen hinweg, der heute allseits herrscht, und man lasse selbstbewusst zu, dass Versuche, für die höchsten Leistungen der Vergangenheit offen zu sein, im besten Fall belächelt und im schlimmsten Fall aktiv diskreditiert oder sogar verboten werden. Die Vergangenheit braucht gerade in der heutigen Zeit starke Fürsprecher, Botschafter und Anwälte. Diese sollten sich mit der Literatur früherer Zeiten befassen, denn die Literatur ergänzt die wissenschaftliche Erschließung vergangener Epochen im besten Sinn. Stellen die historischen Tatsachen das Skelett, bringen Literatur und Kunst Fleisch und Leben. Bestimmte Verhaltensweisen, die Reaktionen in bestimmten Situationen lassen sich erst durch Schilderungen in der Literatur verstehen. Nehmen wir als Beispiel die Vielfalt der Charaktere in Carl Zuckmayers *Des Teufels General*, worin sich unterschiedliche Perspektiven – und somit Erlebensweisen – des Dritten Reichs widerspiegeln: vom zunächst parteitreuen Soldaten Hartmann über die ambitionierte junge Verlobte bis hin zum Fabrikbesitzer und dem hohen Militär. Zuckmayer hat nach dem Krieg Zuschriften vieler ehemaliger Soldaten bekommen, die sich stark mit Hartmann identifizieren konnten. Die inneren Konflikte dieser Charaktere lassen sich nicht in geschichtswissenschaftlichen Abhandlungen wiedergeben – sie sind auch nicht der Platz dafür, wenn es auch in neuester Zeit interessante Projekte zu „mündlicher Geschichte“ gibt, welche in diese Richtung vorstoßen. Aber in der Literatur finden diese Zwickigkeiten und Zweideutigkeiten ihren vollen, nachvollziehbaren Ausdruck. Literatur und Geschichte ergänzen einander zu gegenseitiger Bereicherung.

Der Zwang zum Zeitgemäßen

Ein Kennzeichen der heutigen Ära dagegen ist ihre Besessenheit von sich selbst. Immer hat man sich an vermeintlichen Glanzzeiten der Menschheitsgeschichte orientiert: Jahrhun-



dertelang, seit der Renaissance, war es die Antike; in der Romantik das Mittelalter. Dass aus politischen Gründen manche Denker und Schriftsteller alles Alte pauschal ablehnen, ist typisch für unsere im Wesentlichen geschichtsfeindliche Zeit. Man sehe sich an, welche Themen in den Geisteswissenschaften für studentische Abschlussarbeiten gewählt werden: Überproportional viel zur Gegenwart oder zum 20. Jahrhundert – dessen Zeitzeugen noch am Leben sind – mit dem Dritten Reich als chronologische Grenze nach hinten!

Und auch heute, über siebzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, herrscht noch eine ungesunde, unnatürliche Fixierung auf die Jahre 1933 bis 1945 vor. Viele andere lohnende geistesgeschichtliche Entwicklungen werden hiervon überlagert. Eine Herangehensweise, die in der Wissenschaft zwar schon in den 1980er Jahren entkräftet wurde, aber im Journalismus immer wieder zu finden ist, betrachtet überhaupt alles, was im 19. Jahrhundert nach Disziplin oder Patriotismus schmeckt, als Vorgeschichte des Nationalsozialismus. Hier ist keine Schwarzmalerei, sondern genaue Differenzierung unbedingt erforderlich. Ein Lied, das für die SA komponiert wurde, hat in einer Demokratie keinen Platz. Ein Volkslied aus den Befreiungskriegen, das nicht den Maßgaben heutiger politischer Korrektheit entspricht, dagegen schon – weil es dem geschichtlichen Interesse und Verständnis dient. Dabei ist die Entstehungszeit ausschlaggebend und nicht, ob es später von der Wehrmacht gesungen wurde.

Alles Alte ist, für den heutigen Durchschnittsmenschen, leicht chauvinistisch und proto-nationalsozialistisch angehaucht. Aber das 19. Jahrhundert war nicht bloß *Effi Briest* (1896), das den Schulklassen der Bundesrepublik um die Ohren gehauen wird, so dass sie inzwischen beim bloßen Titel schon mit den Augen rollen. Es war auch die Ära der *Fledermaus* (1874). Man kann die Eleganz, die Umgangsformen, die Kunst und Architektur dieser Zeit feiern, wie es Max Ophüls in der Schnitzler-Verfilmung *La Ronde* (1950) getan hat.

Einfacher ist es freilich, dem Herdentrieb des Zeitgeistes zu huldigen und das alles als übermäßig streng und seltsam bis reaktionär abzutun. Bleiben wir also in der heutigen Zeit und klopfen uns auf die Schulter, dass heute alles so viel besser ist. Aber wir können nicht heraus aus unserer Geschichte. Sie umgibt uns. Gegen sie anzukämpfen ist ein Kampf gegen die Natur und daher nicht zu gewinnen. Wir definieren uns jeden Tag durch sie, indem wir zeigen, wie zeitgemäß oder unzeitgemäß wir sind. Dieser Zwang zum Zeitgemäßen äußert sich in zahllosen Situationen des Alltagslebens, denn eines der regierenden Prinzipien unserer Tage ist, dass man modern sein muss. Je älter der Mensch, desto verzweifelter versucht er zu beweisen, dass er noch „cool“ ist, noch irgendwie mithalten kann. Das findet Ausdruck im Erwerb von elektronischen Lesegeräten, Tablets oder auch, wenn Fünfzigjährige mit dem

Roller in die Arbeit fahren. Der kritische Geist dagegen pfeift darauf, zeitgemäß zu sein. Er nimmt alles Gute, ganz gleich, wie alt oder neu es nun sei, denn dies sind keine Kriterien für ihn. Modern und alt sind auch keine zeitgebundenen Kategorien, denn dieser Konflikt wurde etwa schon in der italienischen Skulptur des 17. Jahrhunderts zwischen Bernini, der sich traditionellen Richtlinien verpflichtet fühlte, und Borromini, der mit den geometrischen Formen seiner Zeit experimentierte, ausgefochten.

Bildung vs. Ausbildung

Seine Umwelt geisteswissenschaftlich-kritisch zu betrachten, und auf diese Art ihren Herausforderungen zu begegnen, erfordert ein ganz anderes Talent, eine ganz andere Intelligenz als der naturwissenschaftliche Ansatz, dem die kulturwissenschaftlichen Methoden völlig gleichberechtigt zur Seite stehen. Noch nie in den vergangenen zwei Jahrhunderten, wohl aber in den letzten fünfzig Jahren unserer Gegenwart muss man sich nicht nur für sein Interesse an einem Fach wie klassische Philologie rechtfertigen, sondern auch für die Muße, die unabdingbar dazugehört. Um Bildung, um das Aneignen von Wissen und Methodik und um die veredelnde Wirkung dieser Bildung auf den Charakter geht es hier, im Gegensatz zur massenhaften Wissensaneignung in anderen Fächern. Medizin, BWL und Rechtswissenschaften sind Ausbildungsfächer, die ihre Studenten nach einer festgesetzten Anzahl Jahre mit bestimmten, auf ihren speziellen Beruf zugeschnittenen Arbeitsmethoden in die Welt entlassen. In den Gebieten dagegen, in denen es um reine Bildung geht, könnten die Zöglinge ihr Studium beliebig lange fortsetzen – manche haben es getan – weil in diesen Bereichen nicht nur die Methoden der Analyse, sondern auch das Wissen selbst im Vordergrund steht, mehr noch: die charakterliche Reifung durch die Verinnerlichung dieses Wissens. Eben das, was man meint, wenn man von Bildung spricht, und wofür die Muße unerlässlich ist.

Das Studium von Literatur, Kunst und Philosophie bringt keinen statistisch messbaren Erfolg, keinen unmittelbar anwendbaren praktischen Nutzen wie die Erfindung eines neuen Kunststoffes für die Industrie. Aber es macht bessere, edlere Menschen aus uns. Und das hat eine unübersehbare Auswirkung auf die Art, wie unser Staat gelenkt wird, und auf unseren Alltag. Wer in der Lage ist, sich gut auszudrücken, sich der subtilen Möglichkeiten der Sprache bewusst, wer geschichtlich und kulturhistorisch gebildet ist, offen auf die Welt zugeht und als gewitzter, geistig flexibler Kerl – denn das ist der Geisteswissenschaftler im idealen Falle – die Erwartungen seiner Mitmenschen erfüllt; wer klug mit seinen Gesprächspartnern umgehen kann im Sinne der riesigen Theaterbühne gesellschaftlicher Umgangsformen – der,



sage ich, macht sich nicht nur viele Freunde, sondern setzt sich gegen andere Bewerber um die Stelle durch, die er will, und erreicht seine beruflichen Ziele. Er hat bessere Chancen auf die Frau, die er ebenso verehrt wie seine Konkurrenten, und wird vom Vermieter seiner idealen Wohnung den anderen Interessenten vorgezogen.

Mit Zitaten der großen Geister der Menschheit ausgestattet, durch den Dialog mit ihnen – denn nichts anderes ist ja das Lesen ihrer Werke – im Geist, im Charakter geformt, wird man in seiner humanistischen Gesinnung bekräftigt. Und so leuchtet einem auch die Wahrheit des Schillerwortes ein:

Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn tun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Taten kann sie ihn rufen und zu allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten. (Friedrich Schiller, „Über das Pathetische“)

Mehr Selbstbewusstsein!

Stellt also, liebe Geisteswissenschaftler, euer Licht nicht unter den Scheffel. Ihr seid verschüchtert, weil man eure Fächer nicht für aussichtsreich hält – werdet zu lebenden Gegenbeweisen! Man würde es wegen eurer Scheu nicht meinen, aber es gibt da draußen in Deutschland, in Europa, eine weitaus größere Anzahl Gleichgesinnter als angenommen. Geisteswissenschaften zählen nach wie vor zu den beliebtesten Studienrichtungen. Allein unter den Studenten an deutschen Universitäten sind wir – um nur die beliebtesten Fächer zusammenzuzählen – 347.885 aufgeschlossene Menschen!⁶ Ihr seid um nichts weniger sympathisch, vielseitig, gebildet, intelligent als die vielen Betriebswirte, Ingenieure und Naturwissenschaftler, die auf ihre Weise für den Fortschritt arbeiten. Nicht nur Euch selbst, euren Freunden, Freundinnen und Familien, nein, der gesamten Gesellschaft und Kultur leistet Ihr durch eure Interessen und euren dadurch geprägten Charakter einen großen Dienst. In diesem Sinne: Mehr Mut zu den Geisteswissenschaften!

Dr. Max Haberich, geb. 1984 in Philadelphia/USA, aufgewachsen in München, studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Neuere deutsche Literatur in York, Tübingen und Cambridge. Er arbeitet seit 2014 als Übersetzer und freier Schriftsteller in Wien; seine Biographie *Arthur Schnitzler. Anatom des Fin de Siècle* erschien 2017 bei Kremayr&Scheriau. Der Debutroman *Ziegel und Elfenbein* wurde im gleichen Jahr veröffentlicht.

Er bezeichnet sich selbst als militanten Geisteswissenschaftler und bekennenden Germanisten.

- 1 Oliver Burgard und Tina Pokern: „Der Arbeitsmarkt für Geisteswissenschaftler“. In: *Zeit Campus*. Stand: 7. 2. 2018. <http://www.zeit.de/campus/2018/s1/geisteswissenschaften-bewerben-arbeitsmarkt-jobaussichten> (abgerufen am 23. 4. 2018).
- 2 Nina Heitele: „Mit Geisteswissenschaften auf Jobsuche“. In: *Academics – Forschung und Lehre*. Stand: Dezember 2017. <https://www.academics.at/ratgeber/berufseinstieg-geisteswissenschaftler> (abgerufen am 23. 4. 2018).
- 3 Peter Maxwil: „Frustr im Technikstudium. 90 Minuten nichts als Steine“. In: *Spiegel Online*. Stand: 29. 7. 2014. <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/studienabbrecher-viele-studenten-brechen-in-mint-faechern-ab-a-976235.html> (abgerufen am 23. 4. 2018).
- 4 Nadja Kirsten: „Geisteswissenschaften. Grund zum Heulen?“ In: *Zeit Campus*. Stand: 8. 11. 2015. <https://www.zeit.de/campus/2009/05/geisteswissenschaften-heulen/> (abgerufen am 23. 4. 2018).
- 5 Leslie Poles Hartley, *The Go-Between* (London: Hamish Hamilton 1953).
- 6 Somit an dritter Stelle nach Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sowie Ingenieurwissenschaften. „Anzahl der Studenten in Deutschland im Wintersemester 2017/18 nach Fächergruppen“. In: *Statista. Das Statistik-Portal*. Stand: 2018. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/3246/umfrage/anzahl-der-studenten-nach-faechergruppen/> (abgerufen am: 23. 4. 2018).